

Franz von Sonnenfeld, ein Schriftsteller aus dem Vorblauengebiet [Johannes Gühr]

Autor(en): Wilhelm Degen

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1921

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/39b7dfd9-0c44-42b9-9c4c-66e9fe655fdf>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Franz von Sonnenfeld (J. Gibe).

Ein Schriftsteller aus dem Vorblauengebiet.

Von Wilhelm Degen.

I.

Das anmutige Hügelland, das sich vom Blauenberg in südlicher Richtung bis westwärts von Basel hinzieht, wo es in die Rheinebene übergeht, gehört in geschichtlicher und wohl ebenso sehr in kulturhistorischer Beziehung zu den interessantesten Grenzstrichen der Schweiz. Nachdem die Reformation Stadt und Fürstbistum Basel definitiv auseinandergebracht und der westfälische Friede den Sundgau Frankreich zugeteilt hatte, finden wir auf engem Raume Schweizer, Deutsche und Franzosen beieinander wohnend und bei dem verwinkelten Charakter ihrer Gebiete notwendigerweise in naher Berührung. Die Schweizer sind zudem noch durch die Verschiedenheit der Konfession getrennt, wobei die Katholiken stark im Vorteil sind, dank dem Umstande, daß es Solothurn im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts gelang, seinen Machtbereich über die Jurakämme bis nahezu vor die Tore Basels vorzuschieben, dessen Amt Münchenstein nur durch einen schmalen Streifen fürstbischöflichen Gebietes von Dornegg getrennt war und an dessen Enklave Biel-Benken im Leimental die größere solothurnische Enklave von Witterswil bis Rodersdorf grenzte. Heute finden wir in dieser Gegend dicht beieinander Elsässer, Altbaselbieter, Birsecker, Solothurner und jurassische Neuberner, und wenn auch die Neuzeit mit ihrer Industrialisierung und ihren Verkehrs-

erleichterungen ihr Werk der Nivellierung verrichtet, so kann doch der aufmerksame Beobachter noch immer bei den einzelnen Elementen für diese charakteristische Züge im Wesen und Gehaben der Bevölkerung herausfinden.

Einem Schriftsteller aus dieser Gegend, die man das Vorblauengebiet nennen könnte, sind die nachfolgenden Seiten gewidmet. Die Zeit, da ihm täglich vor Augen stehende Typen und Szenen aus dem Volksleben seine Feder zur schriftlichen Fixierung und dichterischen Verwertung des Geschauten und auch innerlich Erlebten anregten, liegt allerdings dem Verständnis des heutigen Geschlechtes nicht sonderlich nahe, denn der Kampf für und wider die Jesuiten läßt die jetzige Generation kalt. In den geistigen Erzeugnissen unseres Autors steckt jedoch ein gut Stück Lokalgeschichte mit kulturhistorisch und auch volkskundlich überaus wertvollen Einzelheiten, und schon darin liegt eine ausreichende Rechtfertigung für den Versuch, die Erinnerung an einen heutzutage so viel wie Vergessenen wieder etwas aufzufrischen.

Am 30. Januar 1921 werden 100 Jahre verflossen sein, seitdem Johann Gehr, der sich als Schriftsteller Franz von Sonnenfeld nennen sollte, im Dörfchen Witterswil das Licht der Welt erblickte. Ich vermag seinen Lebensgang nur in Kürze zu skizzieren, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er die letzten 32 Jahre seines Daseins in Stuttgart zubrachte und mir trotz allen Bemühungen Näheres von dort zu erfahren nicht gelungen ist. Der Vater war heimatberechtigt in Laupersdorf am Ausgang des Mazendorfer Tales und scheint über Nunningen an die Nordseite des Juras gelangt zu sein; die Mutter, eine geborene Gerber, stammte aus Reiningen westlich von Mülhausen. Für Gehr's Entwicklung bestimmend war zweifellos der Umstand, daß er von früher Jugend auf einen väterlichen Freund an dem damaligen Ortspfarrer Johann von Arx besaß, einem ausgesprochenen Wessenbergianer, dessen liberale Gesinnung sich besonders

sprechend darin äußerte, daß er dem Führer der Revolutionäre im Baselpbiet Stephan Guzwiller in schwierigen Zeiten Unterschlupf gewährte. Dank dem ihm vom Geistlichen erteilten Privatunterricht konnte der begabte Knabe im Jahre 1837 in die 3. Klasse des Gymnasiums zu Solothurn aufgenommen werden; diese Schule verließ er alsdann im Jahre 1842. Er entschloß sich zum Studium der Philosophie und lag diesem an deutschen Universitäten ob, hauptsächlich an der Hochschule von Jena, wo er auch doktorierte. In die Heimat zurückgekehrt, schlug er gegen Ende der 40er Jahre seinen Wohnsitz in Dornachbrugg auf. Im Frühjahr 1847 meldete sich Gühr als Bewerber um die freigewordene Philosophieprofessur an der Kantonsschule Solothurn, er erlag jedoch seinem Konkurrenten Dr. Viktor Kaiser. Im Mai 1849 suchte Gühr um die *venia legendi* für das Fach der Philosophie an der Universität Basel nach und erhielt auch die Bewilligung zur Haltung von Vorlesungen auf Grund einer Abhandlung über die Hegelsche Philosophie, nachdem eine erste Arbeit über Jesus Christus nach der Darstellung von Novak nicht als Habilitationsschrift angenommen worden war. Da der neue Privatdozent keine Anstalten traf, seine Tätigkeit zu beginnen und sich beim Dekan für eine Antrittsvorlesung anzumelden, so wurde am 3. November 1850 die *venia legendi* für dahingefallen erklärt; ein etwa ein Jahr später unternommener Versuch, diese Maßnahme wieder rückgängig zu machen, endete damit, daß die Kuratel nach Einholung eines Gutachtens der Fakultät sich auf die Angelegenheit nicht mehr einlassen wollte, weil des Petenten Benehmen seit mehr als einem Jahr kein Vertrauen erwecke. Dieser Bescheid hängt offenbar damit zusammen, daß Gühr sich einigermaßen in die politische Bewegung jener stürmischen Jahre hatte hineinziehen lassen: Er wohnte in Dornachbrugg, das damals eine eigentliche Kolonie von politischen Flüchtlingen aus Deutschland beherbergte, und war als Tagesschriftsteller an radikalen Publikationsorganen tätig;

zusammen mit Struve redigierte er den „Deutschen Zuschauer“, und einige Zeit war ihm von Walser die Leitung des damals in Birsfelden erscheinenden „Basellandschaftlichen Volksblattes“ übertragen. Er war auch ein paar Jahre Suppleant des Amtsgerichts Dorneck-Thierstein, und zwischen-
hinein führte er ein Geschäftsbureau, das er jedoch bald wieder liquidieren mußte.

In Dornachbrugg verkehrte Sühr viel im Hause des damaligen Bezirksarztes Dr. Joseph Müller, der ebenfalls aus Laupersdorf stammte; doch dieser geriet in Konkurs, und Sühr verlor hiebei infolge von Bürgerschaft einen ansehnlichen Teil seines bescheidenen Privatvermögens; offenbar zur Deckung solcher Verbindlichkeiten nahm er im Spätherbst 1850 die Veräußerung von 20 Stück Land aus seinem väterlichen Erbe in Witterswil vor (der Vater war bereits im Jahre 1832 gestorben, und die Mutter hatte sich im folgenden Jahr mit einem Johann Gschwind nochmals verheiratet). Da ihm in der Heimat nichts glücken wollte, kehrte er ihr den Rücken und ließ sich im Jahre 1856 als Literat in Stuttgart nieder; dort redigierte er die „Süddeutschen Sonntagsblätter“ und die „Deutschen Blätter für Kunst, Literatur und Wissenschaft“. Auf die Dauer scheint es ihm jedoch auch in der Fremde nicht besser gegangen zu sein, denn er ist am 5. März 1888 in der schwäbischen Hauptstadt gänzlich verarmt im St. Katharinenhospital gestorben.

Ich lasse hier das Verzeichnis von Sührs Schriften folgen, das mir Herr Professor W. von Arx in Solothurn aus den handschriftlichen Aufzeichnungen Bischof Fialas freundlichst mitgeteilt hat:

1. Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798—1848. Abdruck aus der „Allg. Halle'schen Literaturzeitung“. Liestal 1848.

2. Joh. Rasp. Bluntschlis psychologische Untersuchungen über Staat und Kirche gewürdigt. Separatabdruck aus den „Jahrbüchern der Gegenwart“. 2. Auflage, Liestal 1846.

3. Jesus Christus nach der Darstellung von Dr. Ludwig Novak im Sinne der neuern Philosophie. Basel 1848, Schabelitz.

4. Die neueste Philosophie in ihrem geschichtlichen Fortgange übersichtlich dargestellt. Vier Hefte. Bern 1850, Jent und Reinert.

5. Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland von Franz von Sonnenfeld. Basel 1858, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

6. Aus den Schweizerbergen. Neue Geschichten von Franz von Sonnenfeld. Slogau 1861, Carl Flemming.

7. Der Glaube der Gegenwart, Zeitschrift für Bildung und Humanität, Basel 1854—57.

8. Die römisch-katholische Kirche seit der Restauration und ihre Befehdung des Staates und der Bildung. Zürich 1876, Verlagsmagazin.

9. Sonntagsstunden. Erbauendes und Belehrendes für Gebildete aller Konfessionen. Neue Folge. Zürich 1876, C. Schmid.

10. Aufsätze, meist aus den Sonntagsblättern, über religiös-politische Fragen der Gegenwart in rationalistisch-aufklärerischem Sinne. Vergl. Bibliographie der Schweiz, Jahrgang 6, S. 17.

11. Das Süddeutsche Sonntagsblatt für die Gebildeten aller Konfessionen. Stuttgart.

12. Zwischen braunen und schwarzen Ruten. Roman aus der Zeitgeschichte von Franz von Sonnenfeld (J. Sühr). Stuttgart 1863, C. Schober.

II.

Wie aus der oben mitgetheilten Übersicht hervorgeht, bewegt sich der größere Teil von Sührs Publikationen auf dem religiös-politischen Gebiet; er war eben ein Kind seiner Zeit, und dem Philosophen von Fach mußte zudem die Be-

schäftigung mit den Fragen, die den Komplex des Themas von Staat und Kirche bilden, in besonderem Maße zusagen. Er war erfüllt von den Ideen und Bestrebungen des Radikalismus der 30er und 40er Jahre des letzten Jahrhunderts, und so wurde er zum ausgesprochenen Feind der Jesuiten und derjenigen Richtung innerhalb der katholischen Kirche, die in der Folge die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas durchsetzte. Da er zudem in kampfgedrungenen Jahren auch journalistisch tätig war, so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, daß die Stellung des Autors zum religiös-politischen Problem auch auf diejenigen seiner Schriften abfärbte, die nicht als Stimmen im Kampfe der Tagesmeinungen gewertet sein wollten. Bald mit mehr, bald mit weniger Berechtigung kann man von belletristischer Tendenzliteratur sprechen, und im zeitlich letzten Werke dieser Art tritt die Tendenz bereits im Titel zutage.

Zweifellos die bedeutendste und gehaltvollste der Schöpfungen Gihrs, die für die vorliegende Skizze in Betracht fallen, sind die „Volks geschichten aus dem Schwarzbubenland“. Das Bändchen umfaßt sieben Einzeldarstellungen, nämlich: „Der Reiningen“, „Die Wallfahrt nach Maria stein“, „Die Orgelprobe“, „Der Großstöckli“, „Pater Severin“, „Der Wiedertäufer von Weißkirch“ und „Bruder Eustachius“. Es sind bald Szenen aus dem Volksleben, in die mitunter eine Liebesgeschichte hineinspielt und aus denen uns nicht selten ein Echo der Kämpfe einer aufgeregten Zeit entgegen tönt, bald sind es Einzelbiographien, Schilderung und Charakterisierung von Volkstypen hauptsächlich mit dem Mittel der Erzählung von Episoden aus ihrem Leben. Des Verfassers Vorliebe für alles, was mit Kirche und Religion zusammenhängt, ist schon aus den Überschriften deutlich zu erkennen, da nur zwei von ihnen rein weltlich sind; immerhin ist auch im „Reiningen“ viel von Religion die Rede, denn die Handlung spielt in den Jahren der Freischarenzüge und des Sonderbunds, und im „Großstöckli“ ist das Motiv für

die Entwicklung eine vom Helden als entehrend empfundene Kirchenstrafe, hervorgerufen durch die allzu derb an den Tag gelegte „Dorffeindschaft“, eine Äußerung des Bauern- und Kirchturmstolzes, die sich seitdem, wenigstens in der Gegend am Nordfuß des Blauen, der zunehmenden Bevölkerungsmischung nicht gewachsen zeigte.

Augenscheinlich fehlte dem Verfasser eine knappe geographische Bezeichnung für das Gebiet, in dem sich die Ereignisse abspielten und seine Gestalten wirkten, und so verfiel er auf die Umschreibung „Schwarzbubenland“, das im engeren Sinne bloß den Bezirk Thierstein und im weitern die ganze Amttei Dorneck-Thierstein rechts von der Birs umfaßt, nicht aber die solothurnische Enklave im Leimental, das den Hauptschauplatz der Geschehnisse lieferte, und noch weniger das nahe elsässische Grenzgebiet, von dessen Bewohnern bei mehr als einer Gelegenheit ebenfalls ausführlich die Rede ist. In diese Erzählungen hat der Verfasser so ziemlich alles hineingelegt, was er von der Gegend, seiner engeren und weiteren Heimat wußte: Geschichte, Tradition, landschaftliche Reize, Volksitten, religiöse Gebräuche, Gestalten des öffentlichen Lebens, Träger der verschiedensten Bekenntnisse und politischen Ideen, im Gedächtnis der Bevölkerung fortlebende Beamte, derbe Kapuziner und von religiösem Wahnsinn geplagte Weiber, all das verwebt sich zu plastischen Bildern, die ein kräftiges Heimatkolorit tragen und trotz gelegentlichen Breiten und anachronistisch anmutenden Auseinandersetzungen über einstige Streit- und Zeitfragen noch immer zu fesseln vermögen. Gerät die Darstellung ins Novellenhafte hinein, so ist die Fabel der schwächere Teil, der Motivierung kann es an psychologischer Vertiefung mangeln, ja das kritische Auge wird sogar Widersprüche entdecken. Doch dem Leser ist die rein belletristische Seite Nebensache, er hat seine Freude an den mit scharfen Strichen gezeichneten Originalen und an den aus einer liebevollen Anschauung heraus wiedergegebenen Szenen, wie sie in ihrer malerischen Gestalt und

charakteristischen Gruppierung die heutige Zeit nicht mehr zu bieten vermag.

In das eigentliche Schwarzbubenland führen uns alsdann die beiden ersten Erzählungen des nächsten Bändchens aus Sihrs schöngeistiger Feder, „Aus den Schweizerbergen“. Auch dieser Titel ist nicht gerade glücklich gewählt, denn der Inhalt hat verhältnismäßig wenig ausgesprochen Schweizerisches an sich; ich vermute, die Wahl der Bezeichnung hange mit dem Umstand zusammen, daß der Autor sich an einen deutschen Verleger wenden mußte, und daß beim Leserpublikum in bestimmter Richtung gehende Erwartungen geweckt werden sollten. In Tat und Wahrheit wäre es wohl recht schwer gewesen, die nach Umfang und Inhalt ganz verschiedenen Stücke unter einem Sammelnamen zu rubrizieren. Die beiden ersten Erzählungen, „Der Bezirksschreiber“ und „Cavanz oder Vacanz?“, sind Liebesgeschichten mit mehr oder weniger romantischem Ausgang, in die ein paar gut gezeichnete Lokaltypen verflochten sind, so ein proziger Bezirksschreiber, der böß endet, ein auf seine Erlebnisse in der Fremde stolzer Buchbindermeister und ein Kanzlist, der es durch Ausdauer und Sparsamkeit bis zur Leitung eines Geschäftsbureaus bringt. Etwas karikiert wird das Treiben der unteren Beamten der guten alten Zeit in dem kleinen Bezirkshauptort Dorndorf (Dornachbrugg) geschildert, und stark belebt wird die Szene durch das Auftreten deutscher Flüchtlinge, von denen die Ortschaft in den Jahren 1848—50 eine stattliche Anzahl beherbergte. Die dritte Geschichte sodann, „Die verhängnisvolle Kommunionfeier“, spielt teilweise in Deutschland und bedeutet eine Apologie der Toleranz und humanitären Auffassung der Religion, wie sie den Jesuitengegnern der damaligen Zeit eigen war; ob jedoch gerade die Art glücklich ist, wie sie an den Erlebnissen eines jungen Menschen entwickelt wird, der sich als Luzerner Jesuitenzögling eine nach katholischen Begriffen sakrilegische Handlung zuschulden kommen läßt, dann in Zürich und Tübingen

studiert und schließlich nach dem Sturz des ultramontanen Regiments in die Heimat zurückkehrt, wo er eine zum Katholizismus übergetretene Jüdin heiratet, die er in der schwäbischen Mäusenstadt hat kennen lernen — darüber dürften freilich die Meinungen auseinandergehen. Als vollends außer dem Rahmen befindlich muß schließlich das letzte Kapitel empfunden werden, „Die geprellten Eidgenossen“, eine mehr oder weniger historische Episode, wie die Führer der Revolution im Baseltbiet Stephan Gukwiller und Anton von Blarer die Kommissäre der Tagsatzung in der Weise hinters Licht führen, daß sie eine zur Propaganda für ihre Sache ins Werk gesetzte Volksversammlung als von den Kommissären selber veranstaltet oder wenigstens gewünscht darstellen. Es scheint, daß Gühr, der beim Erscheinen des Bändchens „Aus den Schweizerbergen“ bereits seit einem halben Jahrzehnt definitiv im Ausland niedergelassen war, darin alles vereinigen wollte, was er an kleineren Skizzen seit seiner Dornacher Zeit im Entwurf oder auch schon ausgearbeitet noch besaß.

Sein an Umfang größtes Werk belletristischen Charakters, „Zwischen braunen und schwarzen Ruten“, nennt Gühr einen „Roman aus der Zeitgeschichte“. Hier überwiegt zweifellos die Tendenz: Der philosophisch veranlagte und geschulte Autor verfißt seine Ansichten über die religiösen und politischen Fragen seiner Zeit in einem Roman, dessen Hauptfiguren Kleriker sind: Schüler des hl. Franciscus in Bondorf (Dornach), Ordensbrüder des hl. Benedictus in Mariaberg (Mariastein); zu ihnen tritt ein liberal gesinnter und jesuitenfeindlicher Landpfarrer und ein junger Mann, der nach dem Willen seiner Familienangehörigen Geistlicher werden sollte, jedoch in andere Atmosphären als die von Klosterschulen gelangt und in dem selbstgewählten Berufe eines freien Schriftstellers seine volle Befriedigung findet. Das Ganze ist eine in belletristische Form gekleidete Verteidigung des Liberalismus der Regenerationsperiode mit seiner

Befehdung des politischen Katholizismus, seiner Ablehnung der Jesuiten, seiner Feindschaft gegen die Klöster und seiner — was die positive Seite betrifft — nicht an übertriebener Klarheit leidenden Stellung zur Gestaltung der religiösen Einrichtungen. Das Romanhafte in dem Werk ist nur gelegentliche Beigabe und dazu nicht immer glücklich kombiniert; weil der Autor die mannigfaltigsten Ereignisse und Typen aus dem Vorblauengebiet, ja auch aus dem Elsaß und dem Schwarzwald zu seinen Zwecken verwendet, wenn sie nur in irgend einer Beziehung zu den beiden Klöstern in Dornach und Mariastein stehen, so verliert sich die Handlung beim weiteren Gang der Dinge immer mehr in Einzelheiten. Mitunter bleibt die Charakterisierung auf halbem Wege stehen, oder ein Motiv, aus dessen Anfängen der Leser gleichsam gefühlsmäßig auf eine stärkere Betonung im Lauf der Erzählung schließen zu können glaubt, wird in der Folge nur nebensächlich behandelt oder auch ganz aufgegeben.

„Zwischen braunen und schwarzen Ruten“ ist jedoch trotz diesen Mängeln ein ideenreiches, im Inhalt gut ausgereiftes Werk; es ist wohl von den Zeitgenossen aus dem Grunde bereits nicht mehr nach Verdienst geschätzt worden, weil es erst erschien, als die neuen, durch die Niederlage des Sonderbundes geschaffenen Zustände sich konsolidiert hatten und das Verständnis für die Kampfesliste der 40er Jahre stark im Abnehmen begriffen war. Auch dieses Buch enthält Partien, die Gihrs Befähigung zur Darstellung von Szenen aus dem Volksleben das beste Zeugnis ausstellen, und gleich das erste Kapitel mit seiner Schilderung eines Portiunkulafestes in der guten alten Zeit des Dornacher Klosters gibt den ähnliche Thematika behandelnden Abschnitten in den „Volks geschichten“ über Fronleichnam und das Wallfahrts-treiben in Mariastein kaum etwas nach. Interessante Streiflichter fallen auf das Denken und Handeln der Menschen einer gärenden Zeit: Zelotischen, einem krassen Aberglauben huldigenden oder ihn zum mindesten fördernden Kloster-

brüdern und Weltgeistlichen werden aufgeklärte und tolerante Standesgenossen gegenübergestellt; Fanatismus, bigotte Frömmelei, konfessionelle Engherzigkeit, religiöse Heuchelei, Scheinheiligkeit werden an bezeichnenden Vertretern geschildert; die Ausbeutung der Religion zu weltlichen Zwecken wird an flagranten Beispielen gegeißelt und auf der anderen Seite gelegentlich auch die Auswüchse des Radikalismus leise oder ausdrücklich getadelt; dazwischen kommen auch Szenen vor, die trotz dem von den religiös-politischen Fragen bestimmten Grundcharakter des Werkes von rein menschlichen Dingen erfüllt sind, von erschütternden Seelenkämpfen, von verzweifelndem Ringen zwischen dem Zwang eines übermächtigen Geschickes und der Schwachheit menschlichen Tuns und Lassens. Dazu greifen in die Handlung des „Romans“ auch geschichtliche Begebenheiten hinein, speziell der Sonderbundskrieg und die Ereignisse von 1848 und 49 in Deutschland. Immer aber geht der Fluß der Erzählung wieder zu den Klöstern des vorder-olothurnischen Gebietes zurück.

III.

Es wird wohl immer als eine Frage des guten Geschmacks und des persönlichen Tactes zu gelten haben, wie weit ein Autor mit der Verwendung von Gestalten aus seinem näheren oder entferntern Bekanntenkreis in seinen dichterischen Schöpfungen gehen darf. Es mag der begrenzte Raum, in dem sich gewöhnlich die Handlung bewegt, viel dazu beitragen, daß die von Sühr vorgeführten Typen da, wo sie in Verkleidungen auftreten, verhältnismäßig leicht auf das Original zurückgeführt werden können. In den „Volks geschichten“ werden manche der von ihm charakterisierten Leute mit ihrem Namen bezeichnet, mit Vorliebe in dessen dem Volksmunde geläufiger Form, während eine weitere Reihe von Bewohnern des Vorblauengebietes in die Erzählungen mit solch durchsichtiger Umschreibung verwoben

sind, daß die Zeitgenossen keinen Augenblick im Zweifel über die Herkunft der Modelle waren, und daß in den allerdings nicht zahlreichen Kreisen der heutigen Kenner der Schriften Franz von Sonnenfelds die Tradition die Erinnerung an die Originalgestalten fortgepflanzt hat. Es soll sogar noch jetzt Familien geben, in denen der Groll darüber, daß der Verfasser gerade ihre Vorfahren mit kritischer Feder behandelt hat, sich bis zur heutigen Stunde forterbte; ich hörte auch die Vermutung äußern, die Tatsache, daß kaum noch da oder dort ein vereinzelt Exemplar einer der Schriften aufzutreiben ist, habe ihre Ursache in dem Bestreben der betroffenen Kreise, den Autor und seine Werke mittelst der Beseitigung der Bücher der Vergessenheit zu überliefern. Der Vollständigkeit wegen möchte ich allerdings beifügen, daß mir im Verlaufe meiner Nachforschungen auch die Ansicht zu Ohren kam, es müsse von klerikaler Seite in dem erwähnten Sinne gearbeitet worden sein.

Wie man aber auch das Vorgehen des Schriftstellers in dieser Hinsicht beurteilen mag — dem Liebhaber lokaler Traditionen und dem Freunde ländlicher Eigenart bietet dieser enge Zusammenhang zwischen dem Autor und Land und Leuten in seiner Heimat besonderen Reiz. Auch kann man durchaus nicht etwa behaupten, Gihl habe die chronique scandaleuse seiner Umgebung ausgeschlachtet; seine Eigenheit als Streiter gegen den Klerikalismus ist in den Zeitläuften begründet, und wo er sonst etwa boshaft wird, sei es bei der Charakterisierung eines richterlichen Würdenträgers, der ebenso gerne wie unglücklich Fremdwörter und seiner Meinung nach gewählte Ausdrücke verwendet, oder in der Schilderung einer Wirtin, die bei der Behandlung ihrer Gäste mehr psychologisches Anpassungsvermögen und Geschäftsklugheit als biedere Aufrichtigkeit verrät, da hat man nicht den Eindruck, der Verfasser wolle bestimmten Leuten eins anhängen, sondern es handelt sich um Einzelepisoden innerhalb des natürlichen Ganges der Handlung, und des

Lesers Gedanken gehen sofort zu dem einen oder anderen Exemplar von analoger Geistes- und Sinnesrichtung, das seinem eigenen Bekanntenkreis angehört.

In jedem der oben charakterisierten belletristischen Werke Sihrs tritt uns die mit Liebe und Verehrung gezeichnete Gestalt eines liberalen Pfarrers entgegen, einer Spezies von katholischen Geistlichen, die durch den Kulturkampf auf den Aussterbeetat gesetzt worden ist, in der katholischen Nordwestschweiz jedoch um die Mitte des letzten Jahrhunderts unter dem Einflusse der Zeit Wessenbergs immerhin da und dort Vertreter zählte. In unserer Gegend war wohl der ausgesprochenste von ihnen Pfarrer Johann von Arx in Witterswil, der aus naheliegenden Gründen in erster Linie dem Autor vorschwebte, als er in der „Wallfahrt nach Mariastein“ den aufgeklärten, schulfreundlichen „Dorfpfarrer“ und in „Zwischen braunen und schwarzen Rutten“ den toleranten, den Klöstern und Jesuiten abholden Pfarrer Faber zeichnete. In dem letztgenannten Buch ist allerdings der Oberwiler Pfarrwahlstreit von 1834/35 (vergl. Basler Jahrbuch 1915, S. 116—208) in dem Sinne verwertet, daß Pfarrer Faber den Bürgern von Lohnstetten zu liberal gewesen sei, so daß sie sich seiner Installation mit Gewalt widersetzten; diese Episode, in deren Mittelpunkt der ebenfalls liberale Pfarrer Anenheim steht, hat der Verfasser auf Witterswil übertragen, das in dem Roman als Lohnstetten figuriert. Für die Richtigkeit dieser Deutung spricht zunächst der Umstand, daß Pfarrer von Arx unserem Autor in dessen Jugendzeit andauernd nahestand, daß er sich also als Modell am natürlichsten darbot. Sodann wird in dem Buche ausdrücklich erzählt, daß die Pfarrei Lohnstetten gegen Ende der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts vakant wurde, und Pfarrer von Arx begann seine dortige seelsorgerische Wirksamkeit im Jahre 1830. Viel beweiskräftiger ist jedoch der Umstand, daß Sühr in seinem ausführlichen Nekrolog von Pfarrer von Arx in den „Basler Nachrichten“ (Nummern vom 6. und

9. Juli 1881) anführt, wie die Gegner dieses Geistlichen ihm dasjenige als Verbrechen anrechneten, was die Fanatiker zu Lohnstetten gegen Faber geltend machten: daß er lange Hosen trage, und daß er (als aller Widerstand die Installation doch nicht hatte verhindern können) in der Dorfschule als Prämienbuch auch Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ verwendete, wo im Vorwort vom „seligen Martin Luther“ zu lesen war. Dagegen trifft ein anderer dem Geistlichen von Lohnstetten von den streng Klerikalen gemachter Vorwurf Pfarrer Anaheim und nicht seinen Kollegen von Urx: Anaheim hielt einmal in Witterswil am Feste der hl. Katharina, der dortigen Kirchenpatronin, den Gottesdienst, und da kam in seiner Predigt die Stelle vor: „Wenn es wahr ist, was uns die Legende von der Räderung der hl. Katharina erzählt“ (vergl. das achte Kapitel in „Zwischen braunen und schwarzen Kutten“). Daß diese Äußerung in Oberwil gegen Anaheim ausgeschlachtet wurde, das bezeugte mir erst kürzlich der älteste Bürger des Dorfes, der von den Ereignissen der Jahre 1834 und 1835 noch aus eigener Anschauung zu berichten vermag.

In vertrautem Verkehr mit dem „Dorfpfarrer“ in der „Wallfahrt nach Mariastein“ und mit Pfarrer Faber in „Zwischen braunen und schwarzen Kutten“ finden wir je-weilen einen Studenten aus der Ortschaft, Gustav resp. Otto Pfluger, auf den der Geistliche bestimmend einwirkte, im zweiten Falle sogar in dem Sinne, daß der aufgeweckte Knabe nicht in die Klosterschule nach Mariastein, sondern ins Gymnasium nach Solothurn geschickt wurde, eine Wendung, die offenbar nicht wenig dazu beitrug, daß später aus dem Jüngling kein Student der Theologie wurde, wie es unzweifelhaft in den Wünschen der Eltern gelegen hätte. In diesem Gustav bezw. Otto erkennen wir ohne weiteres unseren Autor, den die Dorfbewohner „nach altpatriarchalischer Anschauungsweise, da er nicht „auf geistlich“ studiert hatte, als einen „gefehlten“ Studenten ansahen. Deutlich

spiegeln sich besonders in „Zwischen braunen und schwarzen Ruten“ eigene Erlebnisse wieder, denn Otto Pfluger wächst zunächst unter dem Einfluß des Gedankens auf, daß er es zum Klostergeistlichen im nahen Mariastein bringen werde; dann gerät er in Solothurn unter den Einfluß liberaler Lehrer, Professor Matters in deutscher Sprache und Literatur, Professor Wortmanns in Latein und Griechisch und Professor Königs in Religion (Rektor Georg Schlatter, Präfekt Joseph Hartmann und J. Kaiser); nach Abschluß seiner Fachstudien hält er sich ohne bestimmte Beschäftigung in der Nähe des Kapuzinerklosters von Dornach auf, und schließlich gelingt ihm, trotz anfänglichen Schwierigkeiten, unter der Gunst ansehnlich gebesserter ökonomischer Verhältnisse, die Erwerbung einer befriedigenden Stellung in der nahen Stadt. Im Punkte der äußeren Lebensbedingungen freilich bleibt Otto Pfluger schließlich doch eine bloße Romanfigur, denn unser Autor brachte es nie zu einer in finanzieller Hinsicht sorgenfreien Existenz; das Talent zum Gelderwerben war ihm offenbar nicht gegeben, und auch nicht das zum Erben, denn das nicht unbedeutende Vermögen eines ledig gebliebenen Bruders seiner Mutter in Reiningen, der in der Erzählung als Onkel Diebold im Elsaß figurirt, fiel bei dessen Tode wegen der politischen und religiösen Ansichten des Neffen vollständig dessen Schwester zu, während im Roman der Onkel durch böse Erfahrungen mit seinen Verwandten bewogen wird, sein erstes, ohne Berücksichtigung des „ungeratenen“ Neffen abgefaßtes Testament durch ein anderes zu dessen Gunsten zu ersetzen.

IV.

Neben diesen Erscheinungen aus dem geistlichen Stande, die mehr oder weniger in dichterischer Verkleidung gehalten sind, begegnen uns bei Franz von Sonnenfeld auch historische Figuren aus dem Klerus, über deren Identität der Autor den Leser gar nicht im Zweifel lassen will. Meistens sind das

Rapuziner, Schüler des hl. Franciscus, die den Verfasser in besonderem Maße interessieren, weil sie trotz der Zugehörigkeit zu ihrem Kloster durch Herkunft und durch die Art ihres Wirkens Gestalten aus dem Volke sind, Leute, die mit ihrer populären Beredsamkeit die Bauern am besten zu nehmen verstehen, die ihnen im Fühlen und Denken am wenigsten fremd sind und sich als Seelenberater auch zu den Niedrigsten gerne herablassen. Noch heute lebt unter der Bevölkerung des Leimentals das Andenken an den derb-witzigen Pater Severin fort, der einst einer Unschuld vom Lande einen Mann mit einem eigenen Hause verschaffen sollte und ein paar Tage, als sich die Heiratslustige zum Empfang der Antwort an der Klosterpforte einstellte, aus dem Ärmel seiner Rutte eine Weinbergschnecke hervorzog; der einmal in einem Dorfe, wohin er zur Muthilfe über den Sonntag geschickt worden, in feuchtkalter Rutte amtieren mußte, weil er am Samstag spät abends auf dem Weg dorthin unter dem Einfluß des ihm auf der Reise von guten Bekannten gespendeten Weines in den Bach neben der Straße gefallen war, und weil das schwere Ordenskleid bis zum Morgen nicht hatte trocken werden wollen; der seine Tage gleichsam zur Strafe in einer weinarmen Gegend, im Kloster zu O. (Olten) beschließen mußte, wo ihm statt der früheren Tafelfreuden und fröhlicher Unterhaltung nur die Gesellschaft eines etwas beschränkten anderen Paters zuteil wurde. Rührend ist sodann die Geschichte des „guten Stacheli“, eines Armen im Geiste, der sozusagen von Rindsbeinen an demütig den Patres als Sakristan und Ministrant diente, nicht immer gut behandelt, aber stets zufrieden und sogar glücklich, daß er es zur braunen Rutte gebracht, wenn auch nur zu der eines dienenden Bruders; der in seinen freien Stunden mitunter aus einem lateinischen Buche betete, obschon er kein Wort Latein verstand — „Gott versteht es schon“, meinte er! Weniger sympathisch als die Rapuziner sind dann die Benediktiner von Mariastein gezeichnet; unser Autor sieht in ihnen ausgesprochene

Schüler des Ignatius von Loyola, die mit weniger auffälligen, aber um so gefährlicheren Mitteln sich die unbedingte Herrschaft über die Geister zu sichern suchen, die ihre Taktik auf das genaue Studium der menschlichen Seele aufbauen und sich in heiklen Situationen klug im Hintergrund zu halten wissen, ohne jedoch etwas von ihrer Position preiszugeben.

Mit unleugbarem Geschick zeichnet alsdann Gühr Typen aus der Laienwelt, die in besonderem Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben stehen. Eine historische Figur ist die „betrübtte Marianne“, die sich eigens deswegen dicht beim Dornacher Kloster niederließ, weil die herb zugreifenden Kapuziner mehr Macht haben sollten, um den in ihr tobenden Bösen zu meistern, als die feineren Benediktiner. Auch ein mehr oder weniger frommer „Waldb Bruder“ taucht bisweilen auf, „eines jener mittelalterlichen Amphibien, die weder Laie noch Priester und von denen man im Elsaß da und dort noch Exemplare in schwarzen und gelben Rutten antrifft.“ Und wenn im ersten Kapitel der „Wallfahrt nach Mariastein“ von zwei religiösen Halbnarren die Rede ist, vom „Levit“ Durssepp, der am Fronleichnamstage sein kahles Haupt wie ein Chorknabe mit einem mächtigen Kranz von unverwelklichen Blumen und Kauschgold ziert, und von einer älteren Frau, die jeweilen beim Weihwassersprengen über die Gräber den Rest der Spende mit den Worten ausgießt: „Das ist für diejenigen armen Seelen, die es zuerst haben,“ so denkt der Leser, der in einer noch rein ländlichen katholischen Umgebung aufgewachsen ist, unwillkürlich an das eine oder andere Menschenexemplar, das ihm aus der Jugendzeit als ein wenn auch von den wenigsten ernst genommenes, Original im Gedächtnis geblieben ist.

Ein ausgesprochenes Talent besitzt Gühr für die Schilderung von hohen kirchlichen Festen, für die Darstellung von Volkszenen, wie sie sich aus der spezifisch katholischen Kombination von strenger Beobachtung der religiösen Vor-

schriften mit den landesüblichen Konzessionen an die Weltfreudigkeit ergeben. Hervorragende Partien dieser Art finden sich wieder in der „Wallfahrt“, wo bereits im ersten Kapitel ebenso sachverständig wie mit aus warmer Heimatliebe entsprungener innerer Anteilnahme der Verlauf eines Fronleichnamsfestes in der guten alten Zeit auf dem Dorfe ausführlich beschrieben wird, während im vierten, fünften und sechsten in den Erlebnissen zweier Studenten, des weltlich gerichteten Gustav und des religiös gesinnten Florian — in diesem letzteren soll der spätere langjährige Pfarrer der katholischen Gemeinde Liestal, der aus dem Witterswil benachbarten Bättwil stammende Dekan Karl Doppler, verewigt sein — all das zum Ausdruck gelangt, was vor Zeiten für das katholische Volk der ganzen Gegend der 15. August, der Tag Mariä Himmelfahrt, als Hauptfest des Klosters Mariastein war. Und von welcher bunter Lebhaftigkeit ist das Bild, das als Einleitung zu „Zwischen braunen und schwarzen Ruten“ von dem einst so populären Portiunkulafest in Dornach entworfen wird! Es dürfte nicht so bald ein Novellist oder Romanschriftsteller auf verhältnismäßig engem Raum eine derart reiche Fülle geschichtlichen, kulturhistorischen und volkstümlichen Materials in unterhaltender Form bieten, wie es Gahr bei der Darstellung des großen Tages eines jeden der beiden Klöster gelungen ist; es trifft aber auch bei unserem Autor alles zusammen, was ihn zum Schilderer solcher Anlässe prädestiniert: Eine genaue Kenntnis der verschiedenen, an den beiden Kultstätten zusammenströmenden Stämme, eine Sicherheit der Auffassung, wie sie ohne weiteres die Erlebnisse der Jugendjahre, das Verwachsenheit mit der Gegend und der kritische Blick des zur Erweiterung seines Horizonts in die Welt hinausgegangenen Mannes gewähren, und eine Freude am Malerischen und Originellen, die mühelos das Charakteristische herausfindet und den Eindruck ebenso natürlich mit der Feder wiedergibt. Kleinere Partien, die man in die gleiche Rubrik ein-

reihen kann, finden sich auch sonst, so ein stimmungsvolles Bild von der kirchlichen Nachmittagsfeier an einem Allerheiligen- und Allerseelestage als Einleitung zu der Erzählung „Der Bezirkschreiber“.

Einigermaßen auf das Gebiet der ländlichen Psychologie führt uns die „Orgelprobe“ mit einer ergötzlichen Veranschaulichung der Rivalität von einzelnen Dörfern auf kirchlichem Gebiet; hier läßt der Verfasser seinem Humor freien Lauf, wie denn überhaupt Situationen nicht gerade selten sind, wo aus dem Zusammentreffen heiliger und recht irdischer Dinge eine komische Wirkung erwächst. Ich erwähne das Mißgeschick der Lohnstetter auf ihrem Bittgang nach Mariastein, wo ihr Stolz, die prächtige Kirchenfahne, vom Wind in den Straßenkot geweht wird, während der Pfarrer mit seiner Herde unter schützendem Dach und bei einem guten Glas Wein das Ende eines Gewitters abwartet; oder die Episode mit dem Raminfeger, der beim Durchzug des Bischofs sich unter die knieende Menge mischt und damit der Situation alle Weihe nimmt; oder die Eigenheit des mit zunehmendem Alter verblödeten Paters Franz Ludi, der, wenn ihm eine mitleidige Seele eine Flasche Wein in die Zelle gebracht, beim Schließen des Schrankes, wo er sie jeweilen nach einem guten Zug verwahrt, sich stets mit kirchlicher Feierlichkeit wie vor dem Tabernakel verneigt; oder die groteske Situation, die der „Saitenjud“ von Hagenthal dadurch hervorruft, daß er inmitten der betenden Wallfahrer mit einer Matratze auf dem Kopf einherschreitet, weil er auf einem Geschäftsgang nach Laufen hinüber unter die nach Mariastein strömenden Elsäßer geraten ist.

Von Typen aus dem Laienstande interessieren unseren Autor besonders die Sundgauer, jedoch ohne daß er ihnen viel Gutes nachzurühmen wüßte; nach seiner Darstellung paart sich bei ihnen die Roheit mit einer rein äußerlichen Frömmigkeit, und es ist dieses Volk, über dessen Gemüter die Geistlichkeit unbedingt herrscht, seinen Verstand nur da

anzuwenden gewohnt, wo es andere übervorteilen kann. Als die schlimmsten werden die Knöringer Schweinstreiber dargestellt, die ihre auf dem Basler Säuplatz unter Aufwendung der stärksten Flüche errungenen Erfolge im Handel gegenüber dem Himmel damit glauben ungeschehen machen zu können, daß sie eine Wallfahrt nach Mariastein geloben; verwegene Burschen sind dann die „Konterbändler“, die im Hagenthaler Wald das lichtscheue Gewerbe des Schmuggels betreiben und mit den „Gardisten“ mittelst Rebmesser und Knüppel einen Kampf auf Leben und Tod führen; am harmlosesten noch sind jene Elsässer aus dem Bauernstande dargestellt, die am Portiunkulafest den großen Abfaß holen und dann nach überstandener Beichte im Wirtshaus bei einem guten Imbiß erzählen, wie es erst „harzen“ wollte mit der Absolution. Mit viel Liebe ist ein Patriarch der Wiedertäufer vom Hof Weiskirch zwischen Benken und Leimen gezeichnet, und eine lokale Berühmtheit begegnet uns im „Eggjeppli“, der seines unvergleichlichen Saitenspiels wegen an Kilbi und Fastnacht beim Tanz in der ganzen Gegend gesucht war und sich außerdem auch als Roßdoktor und Mäusevergifter nützlich betätigte. Plastisch gestaltet ist die Figur des Knechts Wunderli aus der Dornachbrugger Mühle, dessen Lebensweisheit in die beiden Maximen: „Es lebt!“ und „Was ist der Mänsch?“ zusammengefaßt ist, und dem jeweilen ein paar Schoppen auf der abwechslungsreichen Fahrt zu den Kunden den Übergang von der pessimistischen Gemütsstimmung zur Sonnenseite finden helfen.

V.

Man kann nicht sagen, daß Gihrs Stil besonders gepflegt oder flüchtig sei; offenbar ist auch in dieser Beziehung die philosophische Geistesrichtung des Autors, seine Neigung zu Spekulationen über religiöse, politische und rein menschliche Dinge, ein Nachteil. Aber wie er sich trotzdem in der

Kunst der Charakteristik und in der Detailmalerei oft recht glücklich erweist, so entbehrt er auch nicht der poetischen Empfindung; er weiß anschaulich ein harmonisches Landschaftsbild zu schildern, und der Duft der Poesie liegt über mancher Einzelszene aus dem Leben seiner Heimat. So versteht er es beispielsweise trefflich, das geschäftige Treiben eines Tages in der Heuernte mit seiner reichen Abwechslung und seiner Abhängigkeit von den Wetterlaunen darzustellen, und anheimelnd beschreibt er mit den einfachsten Mitteln nach des Tages Hast die Abendruhe auf dem Dorfe: „Alles menschliche Leben und Weben schien ausgestorben zu sein, so stille war es; nur ein Bauer dengelte noch die Sense; sonst vernahm man nichts als das einförmige Rauschen der Brunnröhren, das Zirpen der Grashüpfer und den merkwürdig melancholischen, zuweilen an Metall erinnernden Ton, den die Unken in den Mistlachen hören ließen.“

Bei der ausgeprägten Stellungnahme Gihrs zu den politischen und religiösen Problemen seiner Zeit konnte es nicht ausbleiben, daß die Klerikalen in ihm eine eigentliche „hête noire“ sahen; der Haß dieser Kreise machte sich auch bei seinem Tod in giftigen und wegwerfenden Äußerungen Luft. Eine Auseinandersetzung darüber, inwieweit die damals am Schriftsteller Franz von Sonnenfeld geübte Kritik auf verböhrten Fanatismus zurückgeführt werden muß, liegt mir natürlich ferne; hingegen muß ich doch das eine betonen: Ein Gottesleugner war Gihir durchaus nicht, wenn ihm die Gegner auch alle Religion absprachen. Seine Auffassung verträgt sich allerdings nicht mit Dogmen und mit dem Anspruch der Kirche auf bedingungslose Unterwerfung unter ihre Gebote, aber wenn er in ihr auch eine bloß menschliche Institution sieht, der gegenüber sein philosophisch geschulter Geist das Recht der Kritik in Anspruch nimmt, so anerkennt er doch rückhaltlos das Bedürfnis der Seele, sich dem Ewigen und Göttlichen zuzuwenden, und stets versicht er mit der Wärme der tiefinnerlichen Überzeugung die Bedeutung der

Grundwahrheiten des Christentums für eine gedeihliche Entwicklung der Menschheit. Als eine Natur von reichem Gemüte und ästhetischer Veranlagung besitzt er natürlich auch Verständnis für die Schönheiten des katholischen Kultus und für dessen Kraft zur Spendung weihvoller Stimmung.

Freilich darin ist Gühr ganz der Radikale seiner Zeit, daß er bei all seiner Beschäftigung mit religiösen Fragen und bei aller Vorliebe für die religiösen Probleme letzten Endes doch nicht zu einer klaren Stellung gegenüber den organisierten kirchlichen Gemeinschaften gelangt. Sein Ideal eines Klerikers hat er im Pfarrer Faber von Lohnstetten und im Pater Franz Sales von Bondorf dargestellt, aber die Welt- und Klostergeistlichen dieses Schlages bildeten bereits damals eine kleine Minderheit, und die immer schärfer hervortretende Tendenz zur vollendeten Zentralisation und zum Ausbau des hierarchischen Gefüges im Sinne der strengsten Disziplin mußte notwendigerweise mit ihnen bald vollends aufräumen. Tatsächlich gerieten ja die Kleriker der freieren Richtung je länger desto tiefer in eine unerquickliche Situation; das konnte auch Gühr nicht entgangen sein, denn er schreibt in dem Roman „Zwischen braunen und schwarzen Kutten“ von dem liberalen Religionslehrer Otto Pflugers am Gymnasium: „Er hatte im Grunde eine bemitleidenswerte Stellung: seiner Anschauungsweise nach ein gemäßigter Rationalist, befand er sich in fortwährendem Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, und hatte er bei einem gesunden, nach offenbarender Hingebung an seine Schüler ringenden Denken immer das atembeschwerende Gefühl, als sei ihm ein Brett an die Stirn gebunden. Bei seinem Unterricht mußte er alle Klugheit zusammennehmen, um jener Pflicht nichts zu vergeben und seine Neigung nicht zu auffällig zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Er betonte hauptsächlich die ethische Bedeutung der christlichen und kirchlichen Lehre und ließ mit Vorliebe die platonische Philosophie, als eine

Vorahnung des Christentums, in seinen Unterricht hinein-
spielen.“

Heute genügt ein Blick auf vollzogene Tatsachen zum Nachweis, in welchem großem Irrtum die liberale Richtung innerhalb des Katholizismus damals bei der Beurteilung der voraussichtlichen Weiterentwicklung der organisierten Kirche befangen war, und dieser Umstand trägt keineswegs dazu bei, die Schriften Franz von Sonnenfelds dem Verständnis der heutigen Lesewelt näherzubringen. Aber bei all ihren Mängeln, die eben meistens durch die Eigenheiten der Entstehungszeit bedingt sind, bergen sie immerhin genug Vorzüge in sich, um ihrem Verfasser die Anerkennung als Vertreter einer gediegenen und anmutigen Heimatkunst zu sichern. Als gelegentlicher Lokalhistoriker und als Schilderer des Volkslebens zeigt Gühr ein liebevolles Verständnis für Werte, die die heutige Zeit gerade deswegen zu schätzen beginnt, weil sie an ihnen immer ärmer wird. Daher geziemt es sich, bei Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages dieses Schriftstellers zu gedenken, dem auch der schärfste Gegner bodenständiges Denken und Empfinden nicht abzustreiten wagen wird.
